

Pit Wahl (Hg.)

Geschlossene Gesellschaften

zwischen

Abschottung und Durchlässigkeit





Beiträge zur Individualpsychologie

Band 42: Pit Wahl (Hg.)
Geschlossene Gesellschaften
zwischen Abschottung und Durchlässigkeit

Pit Wahl (Hg.)

Geschlossene Gesellschaften zwischen Abschottung und Durchlässigkeit

Vandenhoeck & Ruprecht

Mit 10 Abbildungen und 2 Tabellen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-647-40562-9

Umschlagabbildung: Oskar Schlemmer, Vier Figuren und Kubus

© akg-images

© 2016, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG,

Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen/

Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.

www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Produced in Germany.

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Inhalt

Vorwort	7
<i>Albrecht Stadler</i>	
Gemeinschaft und Individuum in flüchtigen Zeiten. Zum Verhältnis von Sicherheit und Freiheit des Menschen im Prozess der Globalisierung	15
<i>Bärbel Husmann</i>	
Schule, nichts als Schule! Lassen sich geschlossene Systeme entwickeln?	29
<i>Holger Kirsch</i>	
Armut oder Depression? Über die Zusammenhänge von sozialem Status und dem Risiko, psychisch zu erkranken	45
<i>Angelika Elisabeth Otto</i>	
»GEHDOCHDAHINWOICHHERKOMME«. Leben und Werk von Babak Saed – ein Gespräch mit dem Künstler	64
<i>Judith Steinbeck</i>	
Von der geschlossenen Gesellschaft zur offenen Gesellschaft? – Homosexualität in der Psychoanalyse	85
<i>Heiner Sasse</i>	
Vom Verharren im inneren Gefängnis oder warum Emanzipation ohne ermutigende Beziehung nicht gelingen kann	105

Natalie Pampel

Die magische 21. Analytische Kinder- und Jugendlichen- psychotherapeuten zwischen »KiJus« und Anerkennung als Psychoanalytiker	137
--	-----

Mathias Hirsch

Sexualisierter und narzisstischer Missbrauch von Macht in Institutionen	156
--	-----

Petr Günsberg

Willkommen im Land der Feinde. Der psychotherapeutische Umgang mit Ressentiments einer speziellen Gruppe von Migranten	176
--	-----

Elisabeth Rohrbach

Institutionslogik in der Psychiatrie versus patientenorientierte Behandlung. Von der Innensicht zur Außensicht – und umgekehrt	196
---	-----

Michael J. Froese

Der Systemumbruch von 1989 und seine intergenerationellen Folgen für Ostdeutsche	213
---	-----

Elisabeth Fuchs-Brüninghoff und Marion Werth

Menschen in der DGIP. Interview mit Ulrich Seidel und Günter Vogel	231
---	-----

Die Autorinnen und Autoren	256
----------------------------------	-----

Personenverzeichnis	258
---------------------------	-----

Stichwortverzeichnis	264
----------------------------	-----

Vorwort

»Geschlossene Gesellschaften – zwischen Abschottung und Durchlässigkeit«, so lautet der Titel der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Individualpsychologie (DGIP) 2015 in Köln. Gefühle von Zugehörigkeit und Einbezogenheit auf der einen, Ausgeschlossenheit oder Ausgeschlossenwerden auf der anderen Seite zählen über das gesamte Leben – beginnend mit Schwangerschaft und der Geburt über die verschiedenen Entwicklungsphasen hinweg bis hin zum Sterben und Tod – zu den wichtigsten Grunderfahrungen menschlicher Existenz.

Was heißt es, dazugehören? Welche Bedeutung hat es, Teil zu sein einer Familie, von gesellschaftlichen Institutionen wie Kindergarten, Kindertagesstätte und Schule, von Sprachen-, religiösen, weltanschaulichen und nationalen Gemeinschaften, von Leit- und Subkulturen? Andersherum gefragt: Was bedeutet es, nicht dazugehören, ausgegrenzt zu werden oder sich nicht zugehörig zu fühlen? Oder auch: Was heißt es, andere nicht in der »eigenen Gesellschaft« dabeihaben zu wollen, sie – absichtlich oder nicht – auszugrenzen?

Wir wissen, dass die Fähigkeit, sich mit anderen zu verbinden, genauso wie sich zum richtigen Zeitpunkt und in angemessener Weise von anderen zu trennen, also die Fähigkeit zur Bindung *und* zur Abgrenzung, als wichtiger Bestandteil seelischer Gesundheit angesehen werden kann. Einbindungs- und Ausgrenzungserfahrungen spielen dabei eine bedeutende Rolle: nicht nur in der Persönlichkeitsentwicklung des Einzelnen, sondern auch auf gesellschaftlicher und politischer Ebene.

Das sagt sich leicht. Aber: Was ist das richtige Maß, die angemessene Mischung zwischen Zugehörigkeit und Abgrenzung? Wann behindert das Verharren in einem geschlossenen System persönliches und gesellschaftliches Wachstum? Wo sind Abgrenzung, Zusammenhalt nach innen und vielleicht sogar Abschottung nach außen entwicklungs-

förderlich, wann sind diese Haltungen kontraproduktiv und hemmend? Wann und wo ist Toleranz und integratives Handeln, wo ist Ausschluss angemessen?

Unter der Überschrift »Geschlossene Gesellschaft(en)« gehen die Referenten der Jahrestagung der DGIP diesen Fragen nach und arbeiten heraus, welche Rolle Inklusions- und Exklusionserfahrungen vor allem in der praktischen klinischen und beraterischen Arbeit spielen, mit welchen Chancen und Risiken, mit welchen Vor- und Nachteilen (allzu) offene oder geschlossene Systeme bzw. Gemeinschaften verbunden sein können – nicht zuletzt auch in der Individualpsychologie und ihren Institutionen selbst.

Die folgenden Beiträge entsprechen im Wesentlichen den Schriftfassungen und der Abfolge der Vorträge, so wie sie auf der Jahrestagung gehalten wurden.

Albrecht Stadler beleuchtet das Tagungsthema in seinem Einführungsvortrag »Gemeinschaft und Individuum in flüchtigen Zeiten« unter aktuellen gesellschaftlichen und tiefenpsychologisch-psychoanalytischen Aspekten. Er schildert zunächst ganz persönliche Empfindungen und Gedanken, die ihn beim Lesen eines Artikels in der »Süddeutschen Zeitung« über den Umgang mit Flüchtlingen in Bayern beschäftigt und bewegt haben. Die konkret beschriebenen fremdenfreundlichen und fremdenfeindlichen Formen des Umgangs mit neu ankommenden Flüchtlingen reflektiert er auf dem Hintergrund der sozialpsychologischen Analysen von Zygmunt Bauman. Dieser polnische Soziologe und Philosoph, der in seinem eigenen Leben zahlreiche Flucht- und Ausgrenzungserfahrungen gemacht hat, kommt in seinen Analysen zu dem Schluss, dass Individuen in der »flüssigen«, »flüchtigen« Moderne und in globalisierten Zusammenhängen zwar Freiheit gewinnen, aber auch – selbst produziert – Sicherheiten verlieren können.

Bereits der Titel »Schule, nichts als Schule!« des Beitrags von *Bärbel Husmann* macht seinen Fokus deutlich. Sie geht vor allem der Frage nach, wie geschlossen und wie offen, wie statisch oder entwicklungsfähig das System Schule im Spannungsfeld zwischen gesellschaftlichen Erwartungen und Aufträgen, ministeriellen Vorgaben und innerschulischen Beharrungs- und Veränderungskräften ist. Sie legt zunächst dar, dass und warum Schule tatsächlich in vielerlei Hinsicht eher als ein geschlossenes denn als ein offenes System beschrieben werden muss,

verweist dann aber auch darauf, dass »offen« nicht automatisch mit »gut« und »geschlossen« nicht mit »schlecht« gleichzusetzen ist. Auch wenn verschiedene schulische Subsysteme – zum Beispiel Schulverwaltung, Lehrerkollegium, Schülerschaft – gelegentlich zu abgrenzenden und ausgrenzenden Verfestigungen neigen, so können sie doch auch immer Impulse von außen aufnehmen, sodass durch Kommunikation, Austausch und Kooperation Abkapselungsgefahren entgegengewirkt werden kann.

Holger Kirsch stellt sich in seinem Beitrag »Armut oder Depression? Über die Zusammenhänge von sozialem Status und dem Risiko, psychisch zu erkranken« ausdrücklich in die Tradition Alfred Adlers, der sich bereits vor mehr als hundert Jahren als gesellschaftlich engagierter Sozialmediziner mit der Situation der »einfachen Leute« und mit psychischen Erkrankungen als Folge belastender Arbeits- und Lebensbedingungen beschäftigt hat. Anhand von zahlreichen aktuellen Forschungsergebnissen belegt Kirsch, dass auch heute noch die Lebenserwartung und die Wahrscheinlichkeit, psychisch zu erkranken, vom sozialen Status abhängen – ebenso der Wille und die Fähigkeit, sich professionelle Hilfe zu verschaffen. Der Zusammenhang zwischen belastenden Erfahrungen in der Kindheit bzw. prekären Lebensumständen und einem erhöhten Risiko, an Anpassungsstörungen, psychosomatischen Beeinträchtigungen und Depressionen zu erkranken, besteht heute wie damals. Kirsch plädiert für eine Intensivierung der Forschungstätigkeit auf diesem Gebiet, aber auch für die Wiederbelebung individualpsychologischer Traditionen im präventiven Bereich.

Einen ganz anderen Akzent setzt der Beitrag von *Angelika Elisabeth Otto*. Sie geht der Frage nach, wie sich kulturelle Veränderungen und Brüche, die sich infolge einer Migrationsbewegung vollziehen, im Leben und Werk eines Künstlers nachvollziehen lassen, der, einer bildungsbürgerlichen Tradition folgend, als 14-Jähriger sein Heimatland verlassen hat, um sich mit einer im eigenen Herkunftsland zwar geschätzten, für ihn aber zunächst fremden Kultur auseinanderzusetzen. *Babak Saed* kam 1978 aus dem Iran nach Deutschland, ging hier – obwohl er die deutsche Sprache zunächst nicht beherrschte – direkt zur Schule und arbeitete nach Abschluss seines Volkswirtschaftsstudiums zunächst als Redenschreiber eines Krankenversicherungskonzerns, bevor er eine künstlerische Laufbahn ein-

schlug. Als ein Mensch mit besonderer Affinität und Begabung für sprachliche Ausdrucksmöglichkeiten und Sprachmuster wählte er – in der für ihn zunächst ja fremden Sprache – genau dieses Medium als Ausdrucksform für seine Kunst. Seine im Wortsinne »flüchtige« Arbeit »GEHDOCHDAHINWOICHHERKOMME«, die neben weiteren Installationen im Beitrag analysiert wird, kann als Beispiel für eine Auseinandersetzung mit dem Thema der »Geschlossenen Gesellschaften« angesehen werden, die mit künstlerischen Mitteln Zusammenhänge bewusst macht, welche mit dem Verstand allein nicht angeregt und hinreichend tiefgründig erfasst werden können.

Judith Steinbeck thematisiert in ihrem Beitrag »Von der geschlossenen Gesellschaft zur offenen Gesellschaft? – Homosexualität in der Psychoanalyse« die historische Entwicklung des Umgangs mit gleichgeschlechtlicher Orientierung innerhalb der psychoanalytischen Bewegung. Sie benennt die überwiegend pathologisierenden Positionen von Freud, Adler und vielen ihrer Nachfolger in dieser Frage, verweist auf Widersprüche und Ambivalenzen in den jeweiligen theoretischen Entwürfen und auch auf die Vermischung von fachlich-theoretischen Stellungnahmen und politischen Opportunitätsentscheidungen. Am Beispiel der Beziehung zwischen Anna Freud und Dorothy Burlingham zeigt Steinbeck beispielhaft den Widerspruch auf zwischen offiziellen Stellungnahmen und eigenen, nach außen verleugneten Lebensentwürfen. Sie zeichnet nach, wie sich parallel zur Bürgerrechtsbewegung der Lesben und Schwulen innerhalb der Psychoanalyse allmählich eine aufgeklärtere Haltung gegenüber Homosexualität durchsetzt. Ausdrücklich plädiert sie für eine weitere Öffnung im Verständnis von anderen Lebensformen als denen der bürgerlichen Kleinfamilie des Industriezeitalters und spricht sich dafür aus, die Begrifflichkeiten der Psychoanalyse in dieser Frage weiter zu überdenken und zu erneuern.

So wie eine Gemeinschaft oder eine Gesellschaft in ganz unterschiedlichem Maße in sich abgeschlossen und nur auf sich bezogen oder aber flexibel und Fremdem gegenüber offen sein kann, so sind auch Individuen in ihrer Struktur innerlich mal mehr auf Vertrautes, Altes und Bekanntes fixiert, mal Neuem gegenüber aufgeschlossen. *Heiner Sasse* beschäftigt sich in seinem Beitrag »Vom Verharren im inneren Gefängnis oder warum Emanzipation ohne ermutigende Beziehung nicht gelingen kann« mit innerseelischen Prozessen, die persön-

liche Abkapselung begünstigen und gesunde Entwicklungen behindern. Er legt dar, dass eine allzu verfestigte Über-Ich-Substruktur – ein unfreies, absolutes und rigides »Gewissen« – eine bedeutsame Rolle bei allen chronifizierten seelischen Erkrankungen spielt, und analysiert in diesem Zusammenhang vor allem bewusste und unbewusste (verinnerlichte) Machtverhältnisse, aus denen Patienten sich aufgrund bestehender existenzieller Ängste oft nicht lösen können. Er erläutert die verborgenen Entstehungsbedingungen von Machtbeziehungen und untersucht die Funktionen, die durch ihre Wirksamkeit eine Trennung aus Machtbeziehungen verunmöglichen. Dabei bezieht er Fragen der Macht, des Machtgefälles und des möglichen Machtmissbrauchs innerhalb therapeutischer Beziehungen ausdrücklich mit ein. Er zeigt aber auch auf, dass im Rahmen einer langfristigen, verlässlichen therapeutischen Beziehungsgestaltung Patienten ermutigt und befähigt werden können, selbst- und fremdschädigende Erlebnis- und Verhaltensbereitschaften abzuschwächen bzw. zu überwinden.

Natalie Pampel beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit einem Problemfeld, das innerhalb der psychoanalytischen Bewegung schon lange, immer wieder und immer noch kontrovers diskutiert wird: das Verhältnis von Erwachsenen- und Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeuten. Unter der Überschrift »Die magische 21. Analytische Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeuten zwischen »KiJus« und Anerkennung als Psychoanalytiker« beschreibt sie die Unterschiede sowie die Gemeinsamkeiten in der psychotherapeutisch-psychoanalytischen Arbeit mit Patienten, die jünger oder älter sind als 21 Jahre. Und sie beklagt die historisch nachvollziehbaren, heute aber schon lange nicht mehr begründbaren Vorurteile sowie die Abgrenzungen, Ausgrenzungen und Entwertungen, die Kinderanalytiker auch aktuell immer wieder erfahren. Überzeugend legt sie dar, dass die Behandlungstechniken in der Arbeit mit jüngeren und älteren Menschen zwar unterschiedlich sind, dass sich diese aber in ihren Grundhaltungen wie auch in den theoretischen Bezügen denselben Prinzipien verpflichtet fühlen. Ihre Aussagen belegt Pampel u. a. durch drei behandlungspraktische Beispiele, in denen die Psychodynamik der Patienten wie auch Übertragungs- und Gegenübertragungsprozesse plastisch dargestellt werden.

»Sexualisierter und narzisstischer Missbrauch von Macht in Institutionen« – mit diesem Thema untersucht *Mathias Hirsch* ein Phänomen,

das lange Zeit in der Gesellschaft wie auch in der psychoanalytischen »Community« tabuisiert war und weitgehend totgeschwiegen wurde – inzwischen aber deutlich gelockert oder sogar aufgehoben und vielfach einer schmerzhaften Aufklärung gewichen ist. Trotz großer Fortschritte in diesem Bereich bleibt es wichtig, höchst sensibel gegenüber möglichen institutionellen und gruppendynamischen Gesetzmäßigkeiten unterschiedlicher Missbrauchsarten und -formen zu sein, besonders dann, wenn die Gefahr einer Identifikation mit den – oft angesehenen und geschätzten – Tätern (statt mit den Opfern) nicht erkannt und überwunden wird. Als besonders wichtig erweist sich – auch für das »psychoanalytische Haus« selbst – in diesem Zusammenhang eine fortlaufende, umfassende Aufklärungsarbeit schon während der Ausbildung sowie die Entwicklung und Pflege einer offenen und kritischen Gesprächskultur in den psychoanalytischen Ausbildungsinstitutionen, die auch vor der Auseinandersetzung mit den etablierten Älteren und Mächtigen nicht zurückschreckt.

Petr Günsberg beschäftigt sich in seinem Vortrag mit den ambivalenten Gefühlen von Personen, die bei der Integration in ein fremdes Land – das zudem ehemals Feindesland war – auftreten können. Der Autor, der sich sowohl auf dem Hintergrund eigener Erfahrungen als auch in der psychotherapeutischen Arbeit mit Patienten immer wieder mit dem Phänomen vielfältiger Ambivalenzen konfrontiert sieht, stellt seinen Beitrag unter die Überschrift »Willkommen im Land der Feinde. Der psychotherapeutische Umgang mit Ressentiments einer speziellen Gruppe von Migranten«. Vorbehalte und Vorurteile gibt es nämlich keineswegs nur bei denjenigen, die in einer nach eigenen Gesetzmäßigkeiten gewachsenen, relativ geschlossenen Gemeinschaft bzw. Gesellschaft leben, auch die »Zuwanderer« haben natürlich ihre eigene sprachliche, politische und kulturelle Verwurzelung. Dass und unter welchen Bedingungen – trotz aller Schwierigkeiten – eine soziale und psychische Integration gelingen kann, wird an zwei Fallbeispielen veranschaulicht.

Die psychiatrische Klinik ist in der Vergangenheit häufig als »totale Institution«, quasi als Prototyp einer in sich geschlossenen (und abgekapselten) Gesellschaft, bezeichnet worden, in der Erfahrungen von Macht und Ohnmacht oft hart aufeinandertreffen. *Elisabeth Rohrbach*, selbst Leiterin einer psychiatrischen Klinik, untersucht in ihrem Beitrag »Institutionslogik in der Psychiatrie versus patientenorientierte Behand-

lung. Von der Innensicht zur Außensicht – und umgekehrt« die Gesetzmäßigkeiten und Widersprüche einer Einrichtung, die den Interessen und Wünschen von Menschen nachzukommen versucht, die in unterschiedlichster Weise von schweren psychischen Störungen betroffen sind: Patienten, Angehörige, Klinikmitarbeiter, Gerichte und auch die Öffentlichkeit. »Die Psychiatrie« sieht sich dabei immer wieder vor widersprüchliche und manchmal kaum zu lösende Aufgaben gestellt: die Beachtung von Persönlichkeitsrechten, von Schutzbedürfnissen und nicht zuletzt auch von Linderungs- und Heilungswünschen. Die Frage, ob eine sinnvolle und wirksame Behandlung von psychisch kranken Menschen in einer psychiatrischen Klinik überhaupt realistisch und möglich ist, wird von der Autorin kritisch reflektiert, indem sie Einblicke in die vielfältigen Widersprüche und Konflikte in der Arbeit mit psychiatrisch Auffälligen gibt, aber doch auch auf das Potenzial verweist, das die im psychoanalytischen Denken verwurzelten Behandlungsformen eröffnen können.

Wie eine Familie, so bildet auch ein Land, eine Sprachgemeinschaft oder eine Nation in der Regel eine mehr oder weniger in sich geschlossene Gesellschaft. Dennoch kann bekanntlich selbst eine staatliche Einheit durch historische Ereignisse zerfallen und sich in der Folge unterschiedlich entwickeln. Dann ist diese Gesellschaft nicht (mehr) weitgehend homogen, sondern zerfallen und in sich vielfach gespalten. In Deutschland begann eine solche Entwicklung gegen Ende des Zweiten Weltkriegs und spätestens seit Gründung der DDR 1949 war Deutschland politisch und gesellschaftlich in einen östlichen und einen westlichen Sektor aufgeteilt. Den psychischen Folgen, die diese Teilung bei der Wiedervereinigung vierzig Jahre später für die ostdeutsche Bevölkerung hatte, geht *Michael J. Froese* in seinem Beitrag »Der Systemumbruch von 1989 und seine intergenerationellen Folgen für Ostdeutsche« nach. Ausgehend von dem in einer psychohistorischen Arbeitsgruppe vielfach beobachteten Phänomen des Zusammenrückens der Generationen, einer zweiten, kulturell bedingten Adoleszenz der Älteren und hiermit verbundenen Identitätsirritationen ihrer Kinder stellt Froese anhand von zwei Fallbeispielen die Widerspiegelung dieser Verwerfungen in der psychotherapeutisch-psychoanalytischen Behandlung dar – insbesondere unter dem Aspekt von Übertragungs- und Gegenübertragungsdynamiken. Die beschriebenen Phänomene

können darüber hinaus auch als typisch für psychische Transformationsprozesse angesehen werden, wie sie beim Übergang aus einer stark autoritär geprägten in eine westlich-demokratische Gesellschaft entstehen.

Seit einigen Jahren beschäftigt sich ein Programmpunkt der Jahrestagungen mit der Erforschung, Darstellung und Reflexion der eigenen Verbandsgeschichte und dem Werdegang derjenigen, die diese Geschichte mitgestaltet und mitgeprägt haben. Das wie in den Vorjahren unter der Überschrift »Menschen in der DGIP« durchgeführte Interview mit *Ulrich (Uli) Seidel* und *Günter Vogel* beleuchtet in diesem Jahr vor allem die Rolle und die Bedeutung der Gruppenpsychotherapie innerhalb der Individualpsychologie. Die Arbeit in und mit Gruppen spielte im Werdegang und im Tätigkeitsbereich beider Psychoanalytiker eine große Rolle. Die Interviewerinnen, *Elisabeth Fuchs-Brüninghoff* und *Marion Werth*, befragen die beiden Kollegen nach ihrem persönlichen Lebensweg, ihrem beruflichen Werdegang, ihrer therapeutischen Sozialisation, ihrem Verhältnis zu Alfred Adler und der Individualpsychologie, ihren therapeutischen Grundhaltungen und ihrer psychotherapeutischen Identität. Da sowohl Günter Vogel als auch Uli Seidel sich über viele Jahre hinweg in der überregional organisierten Gruppentheorieausbildung der DGIP engagiert haben, erlauben ihre Antworten detaillierte Einblicke in die Hintergründe der wechselnden Bedeutung gruppenpsychotherapeutischer Arbeitsformen. Abschließend wagen sie aus ihrer Perspektive einen Blick in die Zukunft der DGIP und der Individualpsychologie.

Den Teilnehmern der Kölner Jahrestagung der DGIP 2015 wünsche ich mit dieser Zusammenstellung der verschiedenen Beiträge eine gute »Nachlese« und all denen, die nicht dabei waren, vielfältige neue Anregungen und Impulse für die eigene pädagogische, psychotherapeutische und psychoanalytische Arbeit.

Pit Wahl

Albrecht Stadler

Gemeinschaft und Individuum in flüchtigen Zeiten

Zum Verhältnis von Sicherheit und Freiheit des Menschen
im Prozess der Globalisierung

Zusammenfassung

Der aktuelle, überwiegend syrische Flüchtlingsstrom in unser Land ist Anlass, sich das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft in postmodernen Zeiten bewusst zu machen. Anhand der sozialpsychologischen Analysen von Zygmunt Bauman und auf dem Hintergrund eigener Flucht- und Ausgrenzungserfahrungen kommt der Autor zu dem Schluss, dass wir in der »flüssigen«, »flüchtigen« Moderne und in globalisierten Zusammenhängen zwar Freiheit gewinnen, aber auch selbst produzierte Sicherheiten verlieren und mit dementsprechenden Ängsten konfrontiert sind. Humane Lösungen sind nur möglich, indem wir uns dessen vergewissern.

Anders als zunächst geplant, möchte ich Sie auf einen Weg durch die Gedankenwelt mitnehmen, die mich seit der Anmeldung zu diesem Vortrag beschäftigt hat. Wie es so manchmal geschieht, bin ich von Themen weggetragen worden, denen ich mich nicht entziehen konnte. Lassen Sie mich Ihnen zunächst ein Bild beschreiben:

Das Bild zeigt großformatig und beherrschend einen kleinen, offenbar niederbayerischen Ort, der sich auf einer leichten Anhöhe ausbreitet. Beherrscht wird er von einem sehr spitz in die, so vermute ich, Morgendämmerung ragenden Kirchturm. Der Ort wirkt wie eine geschlossene Einheit, eingerahmt von Buschwerk und Bäumen, idyllisch, aber noch leblos. Winzig auf einer kleinen Bank ist ein Menschenpaar auszumachen, einem der Ortseingänge zugewandt, den Rücken einer grünen landwirtschaftlichen Fläche zugewandt. In großem Abstand zum Ort führt am Feldrain ein Weg, eine für landwirtschaftliche Zwecke genutzte Straße entlang, auf der ein Polizeimannschaftswagen vor einer Gruppe von etwa dreißig bis vierzig Menschen herfährt, deren Gesichter unter Mützen und Kapuzenpullis kaum sichtbar sind. Es handelt sich nicht um einen Schulausflug, es handelt sich um eine Gruppe von Flüchtlingen.

Kinder, Jugendliche, Frauen und Männer verschiedenen Alters, einer geht gebeugt an einer behelfsmäßig aussehenden Krücke. Alle tragen Gepäckstücke und Plastiktüten und sie bewegen sich offenbar gemessenen Schrittes. Wohin der Weg führt, ist nicht sichtbar, er führt wohl an dem oben zu sehenden Ort vorbei. Wir wissen nicht wohin, und man kann sich denken, dass die Flüchtlinge das noch viel weniger wissen.

Es handelt sich um ein Bild aus der Süddeutschen Zeitung vom Freitag, den 23. Oktober 2015, Seite 3 zu dem Artikel von Andreas Glas mit dem Titel »Geh weida«.

»Geschlossene Gesellschaften«, unser Tagungsthema: Ist das Foto in der Zeitung ein Ausdruck für die Verslossenheit unserer Gesellschaft? Das abgebildete Dorf liegt unverwandt und das Bild beherrschend da. Es sieht da gerade nicht so aus, als würde es sich öffnen können für die Fremden. Unter dem fast die halbe Zeitungseite einnehmenden Foto berichtet der Artikel von Andreas Glas von den Flüchtlingen, die bei Passau über die deutsche Grenze kommen und zumeist zu Fuß zum Erstaufnahmezelt unterwegs sind.

Der Artikel berichtet auch von einem Mann, der nicht mit Namen genannt sein will, vor dessen Haus sich Hunderte von Flüchtlingen sammelten, weil die nächste Erstaufnahmemöglichkeit, eine leere LKW-Halle im nächsten Ort, schon überfüllt war. Die Flüchtlinge wussten offenbar nicht, was sie tun sollten. Es war früh am Morgen und sie standen im Regen. Der Mann hat sie in sein Haus geholt, nicht alle, aber Frauen und Kinder, sechzig bis siebzig Personen. Er wird zitiert: »Ich konnte nicht anders.« In seiner Stube, die vor langer Zeit mal eine Wirtshausstube war, hat er Dinge für die Flüchtlinge spontan bereitgestellt. Ein Kind fällt ihm auf, das Mädchen weint andauernd nach seinem Papa. Nach einiger Zeit holt er den ausfindig gemachten Vater von draußen aus dem Regen herein. Der Vater nimmt das Kind zu sich, es hört auf zu weinen. Mit brechender Stimme berichtet der Mann, der nicht genannt werden will, dass der Vater ihm irgendwie verständlich gemacht habe, dass die Mutter des Kindes auf der Flucht gestorben sei. Im Dorfwirtshaus sei er von den »Stammtischlern« gefragt worden, warum er das getan habe. Er erzählt, er habe zurückgefragt, was denn zu tun sei, wenn vor dem Haus die Kinder im Regen frieren würden. Die Antworten, die er bekommen habe, seien nicht geeignet, so sagt der Mann, abgedruckt zu werden.

»Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus«, das könnte als Titel zu diesem Bild passen. Schuberts Winterreise zu Wilhelm Müllers Gedichten wird jetzt auch für kollektive Phänomene relevant. Die in großen Gruppen, in Mengen, in Massen auftretenden Flüchtlinge sind immer auch die Individuen der Winterreise, zwischen Liebe und Verlassensein, zwischen Verzweiflung und Hoffnung, zwischen Kälte und Wärme hin- und hergerissen.

»So zieh ich meine Straße,
Dahin mit tragem Fuß,
Durch helles, frohes Leben,
Einsam und ohne Gruß.«

So klingt es bei Schubert und Müller im Lied »Einsamkeit« im Zyklus der »Winterreise«. Und später im »Wegweiser«.

»Weiser stehen auf den Straßen,
Weisen auf die Städte zu,
Und ich wandre sonder Maßen,
Ohne Ruh, und suche Ruh.

Einen Weiser seh' ich stehen
Unverrückt vor meinem Blick.
Eine Straße muss ich gehen,
Die noch keiner ging zurück.«

(Franz Schubert/Wilhelm Müller: Winterreise, 1827, op. 89, D 911)

Was hat das alles mit dem mir vorschwebenden Thema zu tun? Das Bild und die Geschichte des helfenden Mannes in der Süddeutschen Zeitung haben damit zu tun, wie einerseits unser aller Sicherheitsbedürfnis, das in der Geschlossenheit des Bildes von einer geschlossenen Ortschaft zum Ausdruck kommt, uns bestimmt. Auf der anderen Seite hören wir von einem Menschen, der sich aufgrund eines inneren Verpflichtungsdrucks die Freiheit nimmt, sich auf die Unsicherheit der Hilfestellung für die Flüchtlinge einzulassen, der in Kauf nimmt, sich als Individuum gegen seine Gemeinschaft zu stellen und dafür Anfeindungen erwartet und erträgt.

Ursprünglich wollte ich über die verschiedenen Auswirkungen geschlossener Gesellschaften auf unser Leben, auf das Leben von Patienten, auf unsere Fachgesellschaften und Berufsverbände eingehen.

Dazu gäbe es viel zu sagen. Die Ereignisse der letzten vier Wochen ließen mich aber zu der Überzeugung kommen, dass diese mir jetzt kleinteilig erscheinenden Themen gerade nicht »dran« sind.

Ich war schon vor Weihnachten 2014 erschüttert von den fremdenfeindlichen Demonstrationen in Dresden und Leipzig. Auch in westdeutschen Städten, so auch in München, fanden sogenannte PEGIDA-»Spaziergänge« statt – welch erschreckende Verniedlichung. Ich war damals auch bewegt und beeindruckt, als ich mit meiner Frau an der vorweihnachtlichen Großdemonstration teilgenommen habe, die unter dem Motto »München ist bunt« stand.

Ich fühlte mich zurückversetzt in das Jahr 1992, als sich in München circa 400.000 Menschen zu einer Lichterkette gegen die damals sehr virulente Ausländerfeindlichkeit zusammenfanden. Es war mehrfach zu schweren Brandanschlägen auf Unterkünfte von Flüchtlingen und Asylbewerbern gekommen. Dagegen wurde ein Zeichen gesetzt und eine sonst schweigende Mehrheit hatte sich öffentlich gezeigt, hatte öffentlich gegen Fremdenfeindlichkeit Stellung genommen und die Münchener Lichterkette zu einem bewegenden Erlebnis und zu einer Erfahrung von Gemeinschaft gemacht.

Die aktuellen Ereignisse, in unserem Land und um uns herum, haben meinem Thema eine andere Richtung gegeben. Ich kann nicht zur Eröffnung einer Tagung zum Thema »Geschlossene Gesellschaften«, bei der ich zum veränderten Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft in postmodernen Bezügen sprechen wollte, ich kann also nicht an dem uns alle, oder zumindest die meisten von uns aktuell bewegenden Thema vorbeigehen. Es betrifft uns als Individuen und es betrifft unsere Gemeinschaften.

Verunsicherung und Angst in der »flüssigen« Moderne

Ich möchte gerne über die Veränderungen sprechen, die sich in der Beziehung des Individuums zur Gemeinschaft im Zusammenhang postmoderner Entwicklungen zugetragen haben und sich weiter zutragen. Dazu ziehe ich unter anderen die Schriften des Sozialwissenschaftlers Zygmunt Bauman heran, der als ein Protagonist der Analyse postmoderner Entwicklungen gilt.

Ich hatte Bauman 2008 zu einer Bonner Tagung der Deutschen Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie (DGPT), die unter dem Gesamthema »Die Fähigkeit, allein zu sein« stand, eingeladen und ihn um einen Vortrag gebeten. Im Planungsvorfeld der Tagung hat sich zwischen Zygmunt Bauman und mir ein sehr schöner E-Mail-Austausch entwickelt, den ich nicht missen möchte. Bauman, damals 83 Jahre alt, wurde in dieser Korrespondenz sehr persönlich und sprach seine Lebensumstände mit seiner damals schon sehr kranken, 2009 dann verstorbenen Frau Janina an (»the companion of my life«). Die Teilnahme Baumans an der Tagung war dadurch gefährdet. Aber er konnte kommen. Sein Vortrag (»Anmerkungen zum Kulturbegriff Freuds. Oder: Was ist bloß aus dem Realitätsprinzip geworden?«: Bauman, 2009) ist in dem Tagungsband zur DGPT-Tagung 2008 (Münch, Munz u. Springer, 2009) nachzulesen, und das lohnt sich.

Baumans Lebensgeschichte ist tief geprägt von den Katastrophen des 20. Jahrhunderts – dem Zweiten Weltkrieg, dem Nationalsozialismus, dem Stalinismus, der Judenverfolgung, dem Antisemitismus hier und dort. Sein Leben stellt, wie nicht anders zu erwarten, eine Beziehung her zu den Themen, mit denen er sich intensiv beschäftigte. Geboren 1925 in Posen, Polen, Sohn einer armen jüdischen Familie, floh er mit seiner Familie 1939 vor der Nazi-Invasion nach Russland. Dort ging er zur Schule, schloss sich der polnischen Widerstandarmee an und kämpfte an der russischen Front gegen die Deutsche Wehrmacht. Er wandte sich den kommunistischen Ideen zu und wurde auch für geheimdienstliche Tätigkeiten herangezogen, was ihm später von mancher Seite angekreidet wurde. Zurück in Warschau traf er seine Frau Janina, die das Warschauer Ghetto überlebt hatte und die zu den Erfahrungen im Ghetto selbst publiziert hat.

Die akademische Karriere Baumans begann in den 1950er Jahren in Warschau. Als es dort 1968 zu antisemitischen Ausschreitungen und Hetzkampagnen kam, floh er nach Israel und lehrte für drei Jahre an der Universität in Tel Aviv. Konfrontiert mit und erschüttert von der Missachtung der Rechte der Palästinenser durch den Staat Israel folgte er einem Ruf an die nordenglische Universität Leeds, wo er bis zu seiner Emeritierung lehrte. Im Grunde begann erst danach seine sehr aktive Veröffentlichungstätigkeit.

In einem seiner Hauptwerke, »Moderne und Ambivalenz« (1992a), befasst sich Bauman mit dem Übergang zur Postmoderne. Mit diesem Buch, das vom Ende der Eindeutigkeit handelt, wurde er auch zu einem der wesentlichen Vordenker der Postmoderne, einen Begriff, den Bauman später zu ersetzen versuchte. Er spricht jetzt von der »flüssigen Moderne« (»liquid Modernity«) im Gegensatz zur »festen Moderne« (»solid Modernity«). Die feste Moderne ist das, was wir in den Kulturwissenschaften »die Moderne« nennen. Die Moderne hat gerade Linien, feste Kanten und folgt strengen Regelwerken. Diese feste Moderne beginnt laut Bauman mit dem 20. Jahrhundert.

Die moderne Zivilisation hat sich, so Bauman, entschieden, Freiheiten aufzugeben und gegen Sicherheiten einzutauschen. So ist die bürgerliche Familie, die Thomas Mann beschreibt und die Freud analysiert, ein Hort der Sicherheiten, alles ist geregelt und vorgedacht, die Freiheiten jedoch sind eingeschränkt. Die Sicherheit der bürgerlichen Welt wird mit dem Aufgeben von Freiheiten erkaufte. In der Literatur dieser Zeit finden wir häufig die Berichte darüber, was mit Menschen passiert, die gegen die Regeln der bürgerlichen Gesellschaft verstoßen. Die psychischen Folgen der bürgerlichen Zivilisation finden wir bei Freud, Adler und Jung unterschiedlich beschrieben.

Einen traurigen und skandalösen Höhepunkt der festen Moderne sieht Bauman im Holocaust, zu dem er das sehr lesenswerte Buch verfasst hat mit dem Titel, »Dialektik der Ordnung – Die Moderne und der Holocaust« (1992b). In diesem Buch legt er eine meines Erachtens sehr beeindruckende Analyse des Holocaust vor: Die Fähigkeit der Menschen in der Moderne, Destruktivität und Inhumanität effizient zu organisieren, wird zum Gegenstand seiner Überlegungen und Analysen.

Die feste Moderne strebt danach, das Fremde auszurotten. Der Holocaust wird als Konsequenz dieser Moderne gesehen, die in dem Willen wurzelt, eine effiziente Ordnung zu schaffen. Bauman meint, der Holocaust sei eben nicht ein Rückfall und eine Regression in barbarische Zeiten gewesen. Der Jude wird in der festen Moderne als eine Metapher für das Unbekannte und Fremde gesehen, wodurch die Ordnung gestört wird. Das Unbekannte, das Fremde muss nach dieser »Logik« für immer ausgelöscht werden.

Die feste Moderne versucht, die Natur unter Kontrolle zu bringen, sie sorgt für feste Bürokratien und Hierarchien, für Regeln und verfes-

tigte Kategorien. Diesen Regeln zu folgen, ist konstituierend für eine gute und angepasste Moral. Die Agenten der Ordnung versprechen die Befreiung von individuellen Unsicherheiten und globalen Ungewissheiten. Chaotische Aspekte der menschlichen Existenz werden in eine Ordnung gezwungen, die Freiheiten beschneidet.

Später beschreibt Bauman den Übergang von der Moderne in die Postmoderne. Dieser Begriff hat in seinen Augen viel Verwirrung gestiftet, deshalb spricht er jetzt, wie gesagt, lieber von der »flüssigen« bzw. »flüchtigen« Moderne, die Bauman in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorfindet. Im Gegensatz zur festen Moderne werden jetzt Sicherheiten zugunsten größerer Freiheiten aufgegeben. Die Freiheit von Bindung und Verbindlichkeit, die Freiheit, das Leben auf jede erdenkliche Weise zu konstruieren und zu genießen, die Freiheit zu unbegrenztem Konsum. Wir gewinnen und wir verlieren dabei. Wir gewinnen an Freiheit und der Verlust zeigt sich in der Angst, in der, »flüssigen Angst« – »Liquid Fear«, so der Titel eines seiner Bücher (Bauman, 2006). Wir leben in Zeiten und in einer Zivilisation der Angst und Panik. Alle möglichen Katastrophen scheinen uns jederzeit zu bedrohen, seien es Naturkatastrophen oder terroristische Bedrohungen, seien es Viren und Bakterien oder auch Flugasche. Wir können, und so wird es uns medial vermittelt, jederzeit »drankommen«, jederzeit können wir die Nächsten sein, die die Katastrophe ereilt. Wir nennen es die Angst und wir meinen die Unsicherheit unserer flüchtigen Gegenwart und unserer verflüssigten Kultur, derer wir nicht habhaft werden. Wir wissen nicht, woher die Bedrohung kommt, wir kennen die Inhalte der Bedrohungen nicht, wir können uns schwer entscheiden, ob wir *etwas*, und wenn ja, *was* und *wann* und gegen *welche* Bedrohung tun sollen.

Sich auflösende Bindungen und Verbindlichkeiten in Beziehungen führen zu Bindungen an andere und verschiedene Dinge und Inhalte. Wir schaffen Ersatzbindungen, wir sprechen von Kundenbindung; wir binden uns an Marken von Waren, an Fußballvereine und suchen Leitkulturen. Diese Bindungen werden zuweilen mit fundamentalistischem Furor verteidigt. Der Konsumismus ist die Metapher für eine immerwährende Verfügbarkeit von allem. Dies scheint zunehmend menschliche Bindungen zu ersetzen. Auch die neuen Medien und das Internet stellen diese scheinbar unendliche Verfügbarkeit her, die verspricht, die Unsicherheit menschlicher Bindungen aufzuheben.

Neuere Studien berichten von dramatisch ansteigenden Kaufsuchten. Jedoch, die gekauften Dinge werden nicht gebraucht. Wenn sie da sind, werden sie gelagert, aufgehoben oder wieder verkauft bzw. weggeworfen. Der Kick besteht in der unmittelbaren Befriedigung. Diese wiederum wird als fiktives Zeichen einer unendlichen Verfügbarkeit gesehen. Sven Hillenkamp (2009) befasst sich in seinem Buch »Das Ende der Liebe – Gefühle im Zeitalter unendlicher Freiheit« mit diesen Phänomenen.

Bauman weist uns darauf hin, dass diese Entwicklungen weder gut noch schlecht sind. Sie sind seiner Ansicht nach immer von Natur aus ambivalent. Die Ambivalenz bringt Gewinne und Verluste mit sich. Metaphorisch vergleicht er kulturelle und gesellschaftliche Entwicklungen mit einem Pendel, das zwischen Unsicherheit und Freiheit, zwischen Sicherheit und Unfreiheit langsam hin- und herschwingt.

Wir leisten dem Flüchtlingsstrom Vorschub und fühlen uns zugleich von ihm bedroht

Die wachsende Flüchtigkeit der sozialen Bezüge, die zunehmenden Brüche in den menschlichen Bindungen – daran können wir in Psychotherapie und Beratung nicht vorbeisehen –, das führt, so Bauman, zu Ressentiments gegenüber Fremden. Diese Fremden stellen lebendige und greifbare Verkörperungen der befürchteten Flüchtigkeit der Welt dar. Die Fremden bieten sich an als die Sündenböcke, anhand derer man sich des Schreckgespenstes einer aus den Fugen geratenen Welt in symbolisierter Weise entledigen kann. Die Fremden, die an erster Stelle Ablehnung und Hass hervorrufen, sind jetzt die Flüchtlinge, die Asylbewerber und die mittellosen Migranten aus den ärmsten und am meisten bedrohten Regionen dieser Welt. Sie sind uns ein Zeichen dafür, dass unsere Sicherheit und unser wohlhabender Lebensstil nicht gesichert, dass Ruhe und Frieden stets bedroht sind. Kriege, Massaker, neu entstehende Armeen, die sich aus Kindern und Jugendlichen ohne Lebensperspektive rekrutieren, sind die Folgen einer Globalisierung, der wir Vorschub geleistet haben, durch die zugleich unsere Lebensweisen bedroht sind. In erster Linie jedoch sind die Verlierer der Globalisierung betroffen, was sich in einer »Massenproduktion« von

Flüchtlingen ausdrückt. Als Ausgestoßene und Rechtlose sind sie die Produkte einer Globalisierung, von der sie auf eine nie endend erscheinende Reise geschickt werden. Es gibt keinen Ort, wo sie sich endlich niederlassen können. Bauman lässt seine eigenen Lebenserfahrungen sprechen, wenn er von den Flüchtlingen, als dem »menschlichen Abfall des globalen Grenzlandes« spricht, von den »absoluten Außenseitern, die an jedem Ort der Welt fehl am Platz sind«. »Wer einmal draußen ist, bleibt dort auf unbestimmte Zeit; es bedarf lediglich eines Sicherheitszaunes und einiger Wachtürme, damit des Flüchtlings Ortlosigkeit ewig dauert« (Bauman, 2007, S. 16).

Sartres und unsere geschlossene Gesellschaft(en)

Wenn ich zum Tagungsthema »Geschlossene Gesellschaften« assoziiere, fällt mir erst einmal Jean-Paul Sartre ein, der in seinem 1944 in Paris uraufgeführtem Einakter »Geschlossene Gesellschaft« den berühmt gewordenen Satz »Die Hölle, das sind die anderen« formuliert. 1949 wurde das Stück in Hamburg erstmals auf Deutsch gezeigt. Ich habe es leider nie gesehen, aber in meiner Gymnasialzeit bin ich der Schriftfassung begegnet. Es geht darin um zwei Frauen und einen Mann, die sich, nach ihrem Tod in der Hölle wiederfinden, wo sie von einem Diener bewacht werden. Alle drei Personen hatten sich im Leben auf die eine oder andere Weise schwerwiegend schuldig gemacht. Sie warten auf die Höllenstrafen, die Höllenqualen, die sich jedoch nicht wirklich einstellen; die Temperatur im Raum steigt nur mäßig. Jeder will vom anderen wissen, warum er hier sei, keiner will jedoch vor den anderen die eigene Schuld offenbaren. Im Lauf des Dramas wird jeder des anderen Folterknecht, jeder sucht abwechselnd die Hilfe und Solidarität des anderen, jedoch bis zum Schluss bleiben alle des jeweils anderen Hölle – der Ausweg, sich gegenseitig umzubringen, ist ihnen verwehrt, sie sind schon tot. Sie versuchen den Ausbruch aus ihrem Gefängnis, aber er gelingt nicht. Als sich dann die Tür zur Freiheit doch öffnet, klammern sie sich aneinander und keiner verlässt den Raum. Sie scheinen vor der Freiheit und den befürchteten Fallen zu erschrecken. Am Schluss kommt der resümierende und resignierte Satz: »Also – machen wir weiter.« Die anderen bleiben also die Hölle.

Das Stück wird oft als existenzialphilosophisches Lehrstück betrachtet. Georg Hensel schreibt in seinem Schauspielführer »Der Spielplan«: »Sartre wolle uns drei Lehren vermitteln: 1. Der Mensch ist frei und für jede seiner Taten verantwortlich. 2. Der Mensch ist dauernd in Versuchung, sich ein falsches Bild von sich selbst zu machen. Er ist auf den Mitmenschen wie auf einen Spiegel angewiesen. Erst als die drei Protagonisten des Stückes sich in ihrem Raum, in dem es keinen Spiegel gibt, ineinander spiegeln, werden sie zur Wahrheit vor sich selbst gezwungen. 3. Angesichts des jederzeit möglichen Todes sei so zu handeln, dass man jederzeit vor dem Urteil der Gesellschaft und vor sich selbst im Augenblick der Wahrheit bestehen kann« (Hensel, 1992, S. 1052).

Es gibt in der Welt Sartres keinen Gott mehr (man bedenke, dass das Stück gegen Ende des Zweiten Weltkrieges entstanden ist), die Hölle jedoch bleibt bestehen, sie besteht aus dem Mitmenschen, der Gesellschaft. Sartres Hölle, so Georg Hensel, liegt nicht im Jenseits; die Hölle ist ein Bild für die höllischen Möglichkeiten des Diesseits.

Den engen Raum dieses Theaterstücks, in dem die Hölle sich auf dem Sofa zwischen drei Menschen ausbreitet, erlebe ich als noch überschaubaren Raum. Was sich heute in mir und um mich herum abspielt, was ich in meiner Praxis, was sich in unserem Beruf abspielt, ist erheblich unüberschaubarer geworden. Sind die anderen immer noch die Hölle?

Angesichts der aktuellen Lage bekommt das Bild von den »Geschlossenen Gesellschaften« eine bedrohliche Aktualität. Am Münchener Hauptbahnhof ankommend, erleben wir die beklemmende Situation von Selektion, ein Begriff, der in unserem Land eine schreckliche und belastete Geschichte hat. Die Sicherheitsorgane, so berichtet jemand, weisen die ankommenden Zugpassagiere nach in Augenscheinnahme an den Flüchtlingen vorbei. Diese unzähligen und noch nicht gezählten, noch nicht registrierten und erschöpften Menschen, die Familien, die Kinder werden dagegen festgehalten. Sie hören auf die ihnen meist unverständlichen Anweisungen. Hier sind die Menschen nicht mehr gleich; die einen sind frei, zu gehen. Dort hinter den Absperrgittern sind die anderen, die festgehalten werden. Beklommenheit macht sich breit. Ein kleines Plakat wird hochgehalten und ich lese: »Kein Mensch ist illegal.« Bahnhöfe, Gleise, eine festgehaltene und zusammengedrängte Menge, die bekannten Bilder der NS-Verbrechen steigen in mir auf. Manche Gesichter zeigen Zuversicht und Hoffnung auf eine lebenswerte Zukunft, in anderen

steht die Angst geschrieben und die Hoffnungslosigkeit. Die nach einer langen Wanderung, einer »Winterreise«, im Sommer hier angekommenen Menschen – was wird sie hier erwarten? Werden sie den Schrecken, denen sie entflohen sind, werden sie ihren inneren Bildern entkommen können? Es ist sehr bewegend zu sehen, wie viele Menschen in München bereit sind, Hilfe zu leisten, manch einer wird abgewiesen, weil es schon zu viele sind, die helfen wollen. Organisationstalente sind gefordert. Es herrscht eine große Freundlichkeit, erschöpft wirkende Polizisten sind, wie viele andere auch, ratlos. Geschlossene Gesellschaften – bei aller gezeigten Offenheit, und die haben wir am Hauptbahnhof in München auch erlebt – bleiben doch verschlossen. Die bayerische Psychotherapeutenkammer schickt Aufrufe heraus, man solle sich melden zur Behandlung der vielen traumatisierten Flüchtlinge.

Hier ist der Bahnhof mit diesen Bildern, dort ist zur gleichen Zeit die Veranstaltung der Münchener Kammerspiele, dem Theater der Stadt, die sich in einem schon länger geplanten Kunstprojekt mit der Münchener Wohnungsnot auseinanderzusetzen versucht. In meiner reichen Stadt, auf den Luxusmeilen, vor der Oper und sonst wo finden sich grob zusammengezimmerter Unterkünfte, die als »shabbyshabby Apartments« für eine Nacht billig angemietet werden können. Im Angesicht der aktuellen Entwicklungen taucht die Frage auf, ob man diese jetzt nicht den Flüchtlingen öffnen müsste. Es gibt viele Begründungen, warum das nicht geht, aber es zeigt auch die Paradoxien, mit denen wir leben und denen wir ausgesetzt sind. Wir wissen, dass es viele Menschen in München gibt, die sich Wohnraum dort nicht mehr leisten können, die Stadt wird bereits zur geschlossenen Gesellschaft derjenigen, die es sich leisten können. Und jetzt die Flüchtlinge.

Der diesjährige Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels, Navid Kermani, hat in seiner bewegendenden Rede zum Friedenspreis am 18. Oktober 2015 gezeigt, auf welch abgrundtief schrecklichen Verhältnisse er in den Ländern getroffen ist, aus denen die Flüchtlinge unter ungeheuren Strapazen kommen. Angesichts dieses Schreckens werde das »Menschenrecht zur Menschenpflicht«. Diese Wendung – Menschenrecht wird zur Menschenpflicht – schreibt er dem Kapitän eines Frontex-Schiffes zu, das dafür zuständig ist, Menschen daran zu hindern, in Booten übers Mittelmeer nach Europa zu kommen. Dieser Kapitän trifft auf ein Holzboot, in dem sechzig bis siebzig eingepferchte Men-

schen die gefährliche Überfahrt wagen. Der Kapitän hat auf die Erfüllung seiner Aufgabe verzichtet, ist seiner Menschenpflicht gefolgt und hat die Menschen aus dem Boot vor dem Untergang gerettet.

In mir entstehen angesichts dieser Widersprüche Ohnmachtsgefühle, und ich suche nach Halt. Ich bin, wie viele Menschen in unserem Land, das Kind und der Bruder von Flüchtlingen. Die Eltern nahmen die beiden Brüder und verließen die DDR. Sie hatten, mit je einer Tasche gepackt, alles andere zurückgelassen und fanden sich in einer fremden Welt wieder, die 1952 offenbar nicht sehr »welcoming« war. Nach Unterkommen in einem Flüchtlingslager in Westberlin konnten sie mithilfe von Berliner Verwandten nach Westdeutschland, nach München, weiterreisen. Ich bin kurz darauf in München als Kind einer jüdischen Mutter geboren und in meiner Familie der Einzige, der München als seine Heimat bezeichnen kann, wenn auch – aus der Not geboren – zunächst in einem Säuglingsheim untergebracht. Ich wuchs auf als Fremder unter Fremden, als einer, der mit den Brüchen konfrontiert war, die die anderen Familienmitglieder erlebt hatten. Diese meine Geschichte konnte ich in meiner Lehranalyse betrachten und damit kann ich zurechtkommen.

Wie harmlos klingt diese Situation meiner Familie, die sicher mit der Geschichte von einigen oder mehreren meiner Zuhörer vergleichbar ist. Im Vergleich zur Situation der Syrer, die sich aus zum großen Teil extremen Bedrohungslagen auf eine selbst wiederum lebensbedrohliche Flucht begeben, ausgeliefert den Schlepperbanden, die daraus ihren finanziellen Nutzen ziehen. Derartigen Umständen war meine Familie nicht ausgeliefert, und trotzdem habe ich besonders meine Eltern auch als irgendwie gebrochene Menschen erlebt. Ich selbst entwickelte eine Art Doppelexistenz: Wenn ich von der Straße, wo ich mit den benachbarten Freunden gespielt hatte, nach Hause kam, war ich mit meiner, von den Freunden angenommenen, bayerischen Sprachfärbung zu Hause der Außenseiter; dort wurde anders gesprochen. Zuweilen verstand ich wenig von dem, was da gesprochen wurde, ich war bei Weitem der Jüngste, und die anderen verstanden mich nicht mehr. Ich erinnere den Ausspruch meiner später nach München nachgereisten Großmutter: »Ik versteh' den Jungen nich'«, berlinerte sie. In der Grundschule war ich wiederum der Außenseiter aus der protestantischen Flüchtlingsfamilie, der nicht wirklich zur damals noch sehr katholischen Umgebung gehörte.